

Buchbesprechungen

Aristoteles ... ohne Metaphysik?

HELLMUT FLASHAR: **Aristoteles. Lehrer des Abendlandes**, Verlag C.H. Beck, München 2013, 416 Seiten, 26,95 EUR.

Hellmut Flashar – einer der angesehensten Altphilologen sowie langjähriger Herausgeber der deutschen Aristoteles-Ausgabe – war wie kaum ein anderer dazu bestimmt, eine sowohl fundierte als auch materialreiche Einführung zu Aristoteles' Leben und Werk zu verfassen. Ergebnis ist dieses gewinnbringende Buch, das – sei es auf der philosophischen sei es auf der historisch-philologischen Ebene – nicht nur diejenigen positiv beeindruckt, die eine erste Orientierung in der komplexen Welt von Aristoteles' Denken erwarten, sondern in vielen Hinsichten auch die Lesenden, die sich über Anregungen zum selbständigen Forschen bzw. zu einer autonomen Urteilsbildung freuen.

Aufgrund seiner Verankerung im Gebiet der Klassischen Philologie hat Flashar keine primär problemorientierte Darstellungsform gewählt, sondern bezieht stets die Erörterung der philosophischen Probleme näher auf Aristoteles' Schriften und auf deren biografischen sowie kulturellen Kontext bzw. auf deren literarische Charakteristiken (vgl. S. 7). So werden alle Bereiche von Aristoteles' Philosophie anhand von Struktur und Intention der entsprechenden Werke in neun Kapiteln vorgestellt, umrahmt von zwei informativen Kapiteln zur Biografie des Aristoteles und zur Struktur bzw. Überlieferung seines Werkes, sowie von einem Ausblick in einige Stationen der Rezeption – nach der Reihenfolge: Ethik, Politik, Rhetorik, Poetik, Logik-Sprache-Dialektik, Metaphysik, Physik, Kosmologie-Meteorologie-Elementenlehre-Chemie, Psychologie. So wird der Lesende an vielen Stellen gleichsam in die philosophische Werkstatt des Aristoteles begleitet, was diesem Buch eine begrüßenswerte Lebendigkeit verleiht.

Wie jeder produktive Altphilologe verzichtet Flashar durch die Struktur und Intention der entsprechenden Werke, welche in neun Kapiteln vorgestellt werden, nicht auf *hermeneutische Entscheidungen*, die zu einem tieferen Verstehen vom Gegenstand seiner Forschungen führen sollen. Eine der wichtigsten besteht darin, dass *Ethik* – sowohl entgegen der Stellung der entsprechenden Schriften in der antiken Klassifikation als auch entgegen der Hierarchie der Wissenschaften, die Aristoteles voraussetzt – in seiner Darstellung von Aristoteles' Philosophie die *erste* Stelle einnimmt. Dadurch kann Flashar mit tiefster Wirksamkeit die Welt- bzw. Handelsbezogenheit sowie den eminent empirischen Zug von Aristoteles' Denken hervorheben. Die soeben genannte Hervorhebung ist im Allgemeinen ein Hauptmerkmal dieses Buches, dessen eine tiefe Intention darin liegt, durchgehend die »Wissenschaftsnähe« des Aristoteles zu betonen (siehe z.B. die abschließenden Bemerkungen S. 368): Mit großer Energie bemüht sich Flashar, Aristoteles als Vorwegnehmer des modernen Wissenschaftsbegriffs zu charakterisieren (z.B. S. 258, 265, 349-350, 368), vor allem die klare Bestimmung der Autonomie der Einzelwissenschaften und die Definition von deren jeweiligen Forschungsprinzipien bzw. -methoden betreffend. Daraus resultiert ein Bild von Aristoteles' Forschungspraxis – in Bezug auf die Aristoteles als »reiner Analytiker« qualifiziert wird (z.B. S. 178) – und Philosophie, bei dem eine metaphysische bzw. auf das Göttliche/Geistige hin orientierte Perspektive soweit wie möglich eliminiert wird. Als beispielhaft kann in dieser Hinsicht einerseits die Erörterung der Ethik (»eine Ethik ohne Me-

taphysik«, S. 72 und 78), andererseits die Interpretation des Teleologiebegriffs bezüglich der Biologie betrachtet werden (S. 349f).

Ausgehend von diesen Prämissen könnte der unkundige/unaufmerksame Leser denken, Aristoteles würde einen Wissenschaftsbegriff voraussetzen, der als im Wesentlichen deckungsgleich mit demjenigen der modernen Wissenschaft wahrgenommen werden kann. In der Tat identifiziert Aristoteles die höchste *Wissenschaft* (*epistêmê*) bzw. die höchste Tätigkeit des Menschen jedoch gerade mit jener rein kontemplativen – das ist *nicht zur Handlung bzw. zur Welt gewandten* – und deshalb *göttlichen* Wissensform, die er sowohl in der *Metaphysik* als auch in der *Nikomachischen Ethik* als die wahre *sophía* betrachtet (z.B. *Metaphysik* I 982a-983a11, *Nikom. Ethik* VI 1141a17-b12 und X 1177a12-1178a8) und die auf die *ehrwürdigste*, das heißt *göttlichste* Wirklichkeit gerichtet ist (z.B. *Metaphysik* I 983a5, *Nikom. Ethik* VI 1141b2-3). Das damit verbundene Wissen betrifft nun eine Seinsform, die Aristoteles als *vollkommen transzendent* der sichtbaren/materiellen Welt gegenüber bzw. als *vollkommen auf sich selbst bezogen* empfindet. Auf diese Seins- bzw. Lebensform, deren Inbegriff der Erste Bewegter, der höchste Intellekt – das ist das höchste *göttliche* Wesen – ist (Metaphysik XII 1072b14-30), ist nach Aristoteles die Kulmination nicht nur des Wissens, sondern auch der Ethik bezogen, deren höchstes Ziel paradoxerweise mit der Aufhebung allen Handelns in der kontemplativen Tätigkeit, das heißt in der seiner selbst bewussten und auf sich selbst bezogenen Tätigkeit des Geistes/Intellekts identifiziert wird (*Nikom. Ethik* X 1177a12-1178a8). Im Verhältnis zu dieser Tätigkeit ist alles Handeln bzw. alles *Praktische* für Aristoteles zweitrangig, was im Prinzip – wie Flashar scharfsinnig betont (S. 104; vgl. im Allgemeinen S. 102-105) – jene Einheit von Ontologie und Ethik zersprengt, die für Platon dagegen selbstverständlich war. Und die seiner selbst bewusste Tätigkeit des Geistes kann vom Menschen nur deswegen geübt werden, weil der Mensch *in sich etwas Göttliches* birgt, nach dessen Natur er soweit wie möglich leben soll (*Nikom. Ethik*

X 1177b26-1178a8): Für Aristoteles besteht eigentlich *jeder von uns* in diesem Göttlichen, in dem die wahre Identität des Menschen west (ebd. 1178a2-3 und 6-7).

In der gerade erörterten Perspektive entspricht es nicht den Intentionen des Aristoteles, wenn Flashar behauptet, Aristoteles' berühmte Charakterisierung vom Leben des höchsten Intellekts (des Ersten Bewegters) bzw. des höchsten Gottes in *Metaph.* XII 1072b sei »eine Analogie (mehr ist es nicht) zur höchsten menschlichen Tätigkeit, der theoretischen« (S. 231). Es sei dahingestellt, ob Aristoteles damit recht hatte oder nicht, seine Perspektive offenbart sich ausgehend von seinen Schriften – und warum sollten wir gerade in diesem Fall die Texte nicht in ihrem wortwörtlichen Sinne ernst nehmen? – als die genau umgekehrte der in der obigen Behauptung vorausgesetzten. Für Aristoteles ist nämlich *das Göttliche* Urbild der höchsten Wissenschaft bzw. der besten Lebensform; und diese Wissenschaft/Lebensform kann vom Menschen nur insofern erreicht werden, als der Mensch individuell *am Göttlichen* teilhat bzw. die Tätigkeit eines *Geistes* als die *eigene* bewusst erfahren und üben kann. Wie seine Charakterisierung des Ersten Bewegers zeigt, erlebt Aristoteles *das Bewusstsein seiner selbst* bzw. die radikalste Autonomie bezüglich aller Relation als Hauptcharakteristik jener Tätigkeit bzw. des Göttlichen. Einerseits führt dies zu jener Erfahrung des Göttlichen, auf die auch Flashar hinweist (S. 230) – als *nicht relationales, von der Welt abgewandtes Wesen*, die Aristoteles in gewisser Hinsicht zum ersten Theoretiker einer einseitigen Transzendenz des Geistigen macht. Andererseits könnte gerade diese Prägung von Aristoteles' »Theologie« jenen kreativen Drang nach Autonomie erklären, die Aristoteles' Forschungspraxis so intim prägt und so modern macht. Allein ein Mensch, der in der seiner selbst bewussten Tätigkeit des *eigenen* Intellekts/Geistes unmittelbar eine *gottähnliche Autonomie* empfindet, kann sich nämlich zur Quelle einer Wissenschaft erheben, in der das *menschliche* Bewusstsein als höchste Instanz in Bezug auf deren Begründung wahrgenommen wird. Dies ist der Mensch, der in der Perspek-

tive des Aristoteles fähig ist, die Natur nicht nur durch immer mehr analytisch vorgehende Spezialwissenschaften zu beobachten, sondern auch durch die eigene *Kunst (technê)* – durch den eigenen *lógos* und *Intellekt/Geist* – als autonomer Offenbarer ihrer Kräfte fruchtbar zu verwandeln – zur Wesensverwandschaft von *physis* und *technê* (siehe *Physik* II 199a8-b33). Dies ist in summa der Mensch, der durch die

eigene Kunst das tun kann, was für die Natur unmöglich ist (ebd. 199a15-16). Inwiefern Aristoteles im Tun der modernen bzw. gegenwärtigen »Naturwissenschaftler« das wissende Tun dieses gottähnlichen Menschen wiedererkennen würde, kann weder hier noch in einer Einführung zu Aristoteles beantwortet werden.

Salvatore Lavecchia

Frühgriechische Philosophie

HELLMUT FLASHAR, DIETER BREMER, GEORG RECHENAUER (Hrsg.): **Die Philosophie der Antike**, Band 1/1, 1/2: **Frühgriechische Philosophie** (Überweg – Grundriss der Geschichte der Philosophie), Schwabe Verlag, Basel 2013, 1499 Seiten, 301 EUR.

Der fundamentale Wandel in Auffassung und Interpretation der Anfänge der Philosophie in Griechenland (vor allem im kleinasiatischen Ionien und im süditalienischen Teil von Großgriechenland), der sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu manifestieren begann, zeigt sich an einer kleinen terminologischen Unterscheidung: Man spricht heute nicht mehr von vorsokratischer, sondern von frühgriechischer Philosophie. Damit soll zum Ausdruck gebracht werden, dass es sich bei den Philosophen im frühen Griechenland, allen voran bei Parmenides und Heraklit, nicht um Vorläufer der eigentlichen klassischen griechischen Philosophie im Umfeld von Sokrates, Platon und Aristoteles handelt, sondern um individuelle Denker mit eigenen Perspektiven, eigenem Stil und eigenen Schwerpunkten. Die damit zusammenhängenden grundlegenden Fragen zur Entwicklung des philosophischen Denkens werden gleich in den einleitenden Kapiteln diskutiert. Das Fazit ist, wie meist in der modernen historischen, insbesondere philosophiehistorischen Forschung, dass eine rückwärts blickende Interpretation, die heutige Maßstäbe an alte Überlieferungen anlegt, der Eigenheit und Eigenständigkeit derselben nicht gerecht wird.

Den zentralen Themen und Formen des frühgriechischen Philosophierens und ihren gegenseitigen Abgrenzungen und Gemeinsamkeiten

wird in den einführenden Kapiteln große Aufmerksamkeit gewidmet: Mythos und Logos, Dichtung und Philosophie, Theologie und Lebensweisheit, Naturphilosophie und Wissenschaft, Philosophie und Gesellschaftsformen. Dabei wird unter anderem deutlich, welche bedeutende Rolle die griechische Sprache für die Entwicklung umfassender und abstrakter Ideen gespielt hat, insbesondere mit dem Begriffspaar *Physis* und *Logos*, so dass man geradezu sagen kann, dass in der »Verschränkung von *Logos* und *Physis* ... der gemeinsame Ursprung von Philosophie und Wissenschaft« (S. 86) liegt.

Erfrischend (wenn auch nicht ganz überraschend) ist es auch, zur Kenntnis zu nehmen, wie die neuere Forschung zum Ergebnis gekommen ist, dass das Verhältnis der Griechen zum Orient, zu den benachbarten Hochkulturen im Osten, weder fehlte noch einseitig war: Die Kulturentwicklungen gingen zum Teil parallel, nahmen Kenntnis voneinander, ließen sich befruchten. Die Griechen führten weder ein isoliertes Dasein und erfanden alles selbst, noch waren sie bloße Vermittler der Wahrheiten des Ostens. Die Parallelen finden sich vor allem im Weisheitsgut, der Theologie, Mythologie und Kosmologie. Dagegen war die Entdeckung, auf rein philosophische Art auf die Welt zu schauen und allein die Mittel des begrifflichen Denkens in spekulativer oder der

Natur zugewandter Art einzusetzen, eine genuine Leistung frühgriechischer Denker im mehrschichtigen und kurvenreichen Übergang vom Mythos zum Logos und zur Physis.

In das in diesen Bänden entfaltete Bild des frühgriechischen Denkens sind gründliche, akribische und viele Sprachkulturen umfassende philologische Forschungen eingeflossen, die zudem zu einer bisher nicht dagewesenen Interpretationsvielfalt geführt haben. Hier einen Überblick zu wahren und die wichtigsten Entwicklungen und Ergebnisse herauszuarbeiten, sie präzise zu referenzieren durch Hinweise auf Primär- und Sekundärliteratur und auf weiterführende Tendenzen, auf offene Fragen aufmerksam zu machen, ist wohl gelungen und eine große Hilfe für Laien und Spezialisten zugleich.

Abgerundet werden die Überblicke durch eine anregende Diskussion unterschiedlicher Ausdrucksformen frühgriechischer Philosophie: mündlich und/oder schriftlich (poetisch und/oder prosaisch) sowie eine Analyse der Tradition der Darstellung von Lehrmeinungen (Doxografie) durch spätere Autoren (oft die einzigen Quellen der meist verloren gegangenen Originalwerke). Sogar Biografie und Ikonografie aller hauptsächlichen frühgriechischen Philosophen werden ausführlich behandelt.

Der »Rest« der beiden zusammen über 1000 Seiten umfassenden Halbbände, der natürlich den größten Umfang einnimmt, machen mo-

nografische Darstellungen aus Expertenhand der zentralen Protagonisten frühgriechischen Denkens aus (jeweils aufgeteilt in Überlieferung und Forschungsstand, Werk, Lehre, Wirkungsgeschichte, Bibliografie), gegliedert in fünf Kapitel: 1. Ursprungsdenken und Weltmodelle (Thales, Anaximander, Anaximenes), 2. Theologie und »Aufklärung«, Weisheit und Wissenschaft (Xenophanes, Pythagoras und die Pythagoreer), 3. Seinsbestimmungen (Parmenides, Zenon, Melissos), 4. Einheit der Gegensätze (Heraklit, Kratylos und die Herakliteer), 5. Einheit und Vielheit (Empedokles, Anaxagoras, Archelaos aus Athen, Diogenes aus Apollonia, Leukipp und Demokrit).

Natürlich wird das Buch durch ein umfassendes Sach-, Stellen- und Personenregister abgeschlossen. Insgesamt haben wir also wieder ein alle Ansprüche und Erwartungen an Übersicht, Gründlichkeit, Ausführlichkeit und Gelehrsamkeit erfüllendes Werk vor uns, in das man gerne zur Erweiterung des Horizonts, zur Ergänzung des Wissenstandes und – nicht zuletzt – zur Anregung der eigenen Denkkultur gerne zurückgreift. Mit diesen beiden Halbbänden sind die fünf Bände (mit total acht Halbbänden) umfassende Philosophie der Antike und damit der Philosophie der vorchristlichen Zeit im Rahmen des »Grundriss der Philosophie« in der Tradition von Überweg zu einem Abschluss gekommen.

Renatus Ziegler

Alchemie des Vertrauens

RUTH EWERTOWSKI: **Vertrauen – Vom Verlust und Finden eines Lebensprinzips**, Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart 2013, 158 Seiten, 18,90 EUR.

Die erste Hälfte der Menschheitsentwicklung war vom Vertrauen des Menschen in eine weisheitsvolle übergeordnete Führung geprägt. In der zweiten Hälfte der Evolution ist die geistige Vertrauensbasis nicht mehr in alter Weise gegeben. Sie muss – bzw. kann – zwischen Mensch und Mensch neu geschaffen werden, auferstehend jenseits von Nötigung und Notwendigkeit, als initiatives Vertrauen in einen schöp-

ferischen Ursprung und in den Geistkeim des anderen. Nur dieser ist zukünftig verlässlich.

Der (zunächst etwas holprig klingende) Untertitel des neuen Buchs von Ruth Ewertowski nimmt in seiner sprachlichen Figur eine bestimmte Perspektive auf diese Entwicklung ein. Der *Verlust* des Lebensprinzips des Vertrauens ist unser gemeinsames Menschheitschicksal und steht im Substantiv, im Modus

des Gewordenen. Im *Finden* aber – oder Wiedererfinden – klingt das Verb zumindest noch mit: die Tätigkeit, das neu oder anders, ja das erstmals Vertrauen-Schöpfen. Der Titel hätte sonst lauten können: Vom *Verlieren* und Finden. Doch bewusstseinsgeschichtlich ist der Verlust des Vertrauens so unumkehrbar wie die Vertreibung aus dem Paradies. Dass uns das naive Vertrauen verloren gegangen ist, bildet die Voraussetzung, die Substanz dafür, dass wir überhaupt vertrauend leben können. Einer der vielen prägnanten und auch als Aphorismen funkelnden Sätze spitzt diese Paradoxie zu: »Das Vertrauen gibt es erst, seitdem wir es verloren haben« (S. 27). Um in die geistige Gebärde dieses Gedankens erkennend eindringen zu können, bedarf es einer Umwandlung unseres Denkens, die zugleich durch diesen Gedanken, durch die dabei eingenommene Perspektive erst ermöglicht wird.

Das Buch stellt Hintergrund und Sinnhaftigkeit dieses Evolutionsprozesses dar – sowohl aus menschheitlicher Sicht als auch in der Biografie. Gegenwartssymptomatik, Kernaussagen der anthroposophischen Menschenkunde, Beispiele aus dem Mythos und der Literatur (z.B. Orpheus, Hiob, Kleist) werden immer wieder lebendig und nachvollziehbar aufeinander bezogen. Auch andere wissenschaftlich-methodische Ansätze werden ernst genommen und befragt. Dabei nimmt die Autorin wichtige und einleuchtende Differenzierungen vor und scheidet Qualitäten und Begriffe. So ist etwa Vertrauen wirklich ein »Wagnis«, während die Rede von (Rest-)Risiken immer noch auf ein Kalkül und auf Nützlichkeitsabwägungen verweist (S. 116/117). Auch kann es letztlich, wie etwa bei Hans Blumenberg, nicht nur um die Bemühung gehen, innerhalb traditioneller Grundannahmen – der Sehnsucht des Menschen nach Geborgenheit im Weltall – der Seele Brücken zurück ins Alte zu bauen (S. 74/75). Deutlich grenzt Ruth Ewertowski die Radikalität Rudolf Steiners davon ab, der »in den Durchgang durch den Nullpunkt« wirklich einwillige und in seinem Entwicklungsdenken den »Paradigmenwechsel von der Raumes- zur Zeitbedeutung des Menschen« berücksichtige –

inklusive des Karmagedankens, dem Ewertowski ein eigenes Kapitel widmet. Treffend nennt sie es »ein Gesetz, das sich anschmiegt« (S. 97). Früh wird dabei deutlich, dass das Ur-Trauma des Verlusts des Vertrauens und der natürlichen, aber bewussten Anmut nicht durch eine feindliche Tat von außen verursacht wird, sondern durch die eigene Aktivität, eine innere Spaltung, in der man den Verlockungen der Selbstbeobachtung und den destruktiven Untiefen des Zweifels nicht standhält. Dieser dramatische und nicht in allen Aspekten berechenbare Weg der Menschheit führt zu jenem Umschlagpunkt, der als »Mysterium von Golgatha« immer noch am angemessensten bezeichnet ist. In der Zeitenwende begründet sich das Ich als »das produktive Entwicklungszentrum aller weiteren Daseinsformen«, und hier ist der Punkt, »an dem sich der Vertrauensverlust in den Gewinn jenes Vertrauens wendet, selbst tragen und schöpferisch sein zu können« (S. 77/78) – was auch für das heranwachsende Subjekt die zentrale Erfahrung und »Wende« markiert, um seine Zukunft autonom gestalten zu können. Vertrauen wird zu einer Aufgabe, nicht nur des Einzelnen, sondern der Gemeinschaft. Die öffentliche Neigung zur großen Empörung- und Enthüllungsgeste, in der sich diese Autonomie als eine Freude am Beschädigten heute zunächst erprobt, auch z.B. auf dem Theater, wird dabei überzeugend als Verantwortungsproblem beschrieben: »Das Gute, Schöne und Wahre, das in der biografischen Entwicklung die Vertrauensstimmung vor dem Erwachsenenalter ausmachen sollte, löst sich im Erwachsenwerden der Menschheit gerade in den Verdacht am Guten und Schönen auf« (S. 96). Die Spannung zwischen Misstrauen und Ehrfurcht wäre hier, über scharfe Seitenblicke auf Zeitsymptome hinaus, grundsätzlich auch als aktuelles soziales Übungsfeld zu diskutieren: Wo fordere ich Transparenz, weil ich nicht vertraue, wo wird etwas transparent, weil ich vertraue, und wo bedarf etwas punktueller Transparenz, als Wagnis, damit ich vertraue? Wo Vertrauen verabredet, erwartet, formalisiert wird – kann es da noch freie Tat sein? Kann man immer, aus Prinzip, vertrauen?

Das unpräzise Ende verweist daher erneut auf den Entscheidungscharakter: am Beispiel eines Menschen, der im Café auf einen Unpünktlichen wartet. Der Wartende könne selbst »die Stimmung in die Hand nehmen«: ob er verletzt und ungeduldig wartet oder vertrauensvoll. Freilich war man früher auf die innere Aktivität viel mehr angewiesen. Das Beispiel zeigt auch, wie sehr das Vertrauen im Moment seiner welthistorisch und lebensgeschichtlich möglichen Wiedergeburt sofort umkämpft ist. Wer sitzt noch ohne Handy im Café? Meist erhält man eine SMS von dem, der sich verspätet. Oder man schreibt – verfrüht – selber eine. Nur, auch Mitteilungen muss ich Vertrauen schenken; schreiben und erklären kann man viel. Ich kann eine entschuldigende Nachricht auch misstrauisch deuten, und genauso die Nachfrage des Wartenden: als stillen Vorwurf oder als Sorge. Hier wird evident, dass Vertrauen keine Einbahnstraße ist, sondern eine geistige Verbindung der beteiligten Menschen offenbart. Vertrauen, so Ruth Ewertowski, gehe »aufs Ganze«. Auch der andere in dem Beispiel hofft darauf, dass sein Fernbleiben nicht vorschnell falsch interpretiert, sondern ihm ein Spielraum gelassen wird: Ich vertraue, dass der andere vertraut. Oder wie es auf S. 133 heißt: »Genau das Verhalten zu erzeugen, das eigentlich seine Voraussetzung ist, gehört zur Eigenart des Vertrauens ebenso wie zu der des Misstrauens.« Ruth Ewertowskis Untersuchung ist nicht nur

eine vielschichtige Phänomenologie des Vertrauens und seiner Zirkelstruktur, seiner letztlich religiös-spirituellen Dimension, sondern bietet nebenher auch eine zeitgemäße Einführung in die Bewusstseinsgeschichte aus Sicht der Anthroposophie Rudolf Steiners. Darüber hinaus darf es gelesen werden als indirekte Lebenshilfe im Alltag. Dabei schreibt die Autorin – methodisch – spürbar von jener Mitte her (und auf diese zu), um die es ihr auch motivgeschichtlich in den Inhalten ihrer Bücher zu tun ist. Insofern ist hier Seltenes geglückt: nämlich das ethische Potenzial des »Zeitalters der Bewusstseinsseele« zu charakterisieren anhand einer Qualität und Herausforderung, die jeder kennt und an der wohl viele Leser lebensmäßig anknüpfen können. Nicht zuletzt scheint eine moderne Substanz des Christlichen darin auf. Vertrauen will nicht »blind« die Fähigkeit zur Kritik und zu eigenständig prüfendem Fragen bloß ersetzen. Vielmehr (er)wächst es überhaupt erst an diesen: über sich selbst und über die Intellektualität hinaus. Das ist sein »Lebensprinzip«. Die Verstandes- und Gemütskräfte werden nicht über Bord geworfen, aber gesteigert, umgeformt. Sie werden sich selbst transparent. Auch Vertrauen muss sich erst erkennen. Büchern, die in diesem Sinne wie Gold sind, muss ein intimer geistig-künstlerischer Umwandlungsprozess vorausgegangen sein, eine Alchemie. Das Bewusstsein selbst ist hier anmutig geworden. *Andreas Laudert*

Notfallpädagogik

BERND RUF: **Trümmer und Traumata. Anthroposophische Grundlagen notfallpädagogischer Einsätze**, Verlag des Ita Wegman Instituts, Stuttgart 2012, 272 Seiten, 28 EUR.

Das Umschlagsbild zeigt ein verletztes kleines Kind, dessen Wunden an Kopf und Gliedmaßen verbunden sind. Das Kind steht einsam in schmutziger Kleidung vor dem Hintergrund eines durch Erdbeben zertrümmerten Hauses, dessen gefährlich aussehende Ruinen zu einem Müllhaufen geworden sind. Die Haltung des Kindes macht einen etwas versteiften Eindruck, im Gesichtsausdruck des Kindes sind

Erschöpfung, Verunsicherung, ja vielleicht auch Schmerz zu lesen. Ein sprechendes Bild des Autors aus Haiti im Februar 2010 für ein traumatisiertes Kind: das zentrale Thema des Buches von Bernd Ruf.

Bernd Ruf ist vor allem ein initiativer Mensch. Seine Initiativkraft führte ihn dazu, dass er verschiedene Gründungssituationen anregen konnte. Neben dem Aufbau der Freien Waldorf-

schule Karlsruhe gehörte er zu den Gründern der Hilfsorganisation »Freunde der Erziehungskunst Rudolf Steiners e. V.« und des Parzival Kompetenzzentrums für Bildung, Förderung und Beratung in Karlsruhe. Die anthroposophisch erweiterte Notfallpädagogik ist eine weitere Initiative von ihm.

Das Buch *Trümmer und Traumata* stellt eine Frucht von notfallpädagogischer Arbeit dar, die der Autor mit seinen Mitarbeitern seit 2006/2007 im Rahmen von zahlreichen Einsätzen der »Freunde der Erziehungskunst Rudolf Steiners« auf verschiedenen Kontinenten ausgeführt hat.

Trauma bedeutet nichts anderes als »Wunde« und zwar eine seelische Wunde. Diese kann ausheilen oder auch Komplikationen hervorrufen. Die erfolgreiche, wirkliche Heilung geschieht nicht ohne Verarbeitung und sie verläuft in Phasen. Die waldorfpädagogische Notfallpädagogik hat sich bisher besonders bewährt in der unmittelbaren Folge nach einem Traumaereignis, also noch im Vorfeld einer Traumafolgestörung. Die Notfallpädagogik ist damit nicht mit Traumatherapie gleichzusetzen. Die Ausführungen des Buches machen deutlich, wie sehr die verschiedenen Elemente der waldorfpädagogischen Praxis die Gesundheit des Kindes stärken, wie sie vorbeugend wirken können.

Das Buch vermittelt nicht nur eine Vorstellung über die notfallpädagogischen Einsätze, die typischen Fälle und Schicksale der betroffenen Menschen und Kinder, sondern vor allem ermöglicht es Einblick in die psychologischen und spirituellen Hintergründe und Zusammenhänge der Traumatisierung.

Jeder, der um ein anthroposophisch vertieftes Menschenverständnis bestrebt ist, findet darin zahlreiche konkrete Anregungen und praktische Hinweise. Für Ruf sind aber die anthroposophischen Aspekte eine wesentliche Fortführung und Erweiterung dessen, was die

modernen psychologischen, pädagogischen, medizinischen und anderen Forschungszeige zum Thema beitragen können. Die Anthroposophie tritt bei ihm nicht an Stelle der Wissenschaft, sondern sie ergreift wissenschaftlich wesentliche seelisch-geistige Aspekte des Themas. Auch das mehr als 20 Seiten umfassende Literaturverzeichnis ist Zeugnis von der Breite und wissenschaftlichen Gründlichkeit der Bearbeitung.

Der ganze Text ist sehr übersichtlich strukturiert. Nach kurzer Einleitung folgt eine Darstellung zum Wesen der seelischen Wunde (Trauma), deren Ursache, Wirkung und Symptome (Kap. 2); dann eine Beschreibung der konkreten praktischen Aspekte von Notfallpädagogik anhand der verschiedenen bisher realisierten Einsätze (Kap. 3) und anhand von konkreten künstlerisch-pädagogischen Maßnahmen (Kap. 4). Sehr wertvoll ist das Kapitel 5, in dem explizit gerade die erweiternden anthroposophischen Aspekte des Trauma- und Katastrophenverständnisses (z.B. karmische Gesichtspunkte, Veränderungen im Gefüge der Wesensglieder) beschrieben werden. Eine Betrachtung zu den notwendigen Voraussetzungen und Fähigkeiten der Helfer schließt das Buch.

Bernd Ruf belegt, wie sich die anthroposophisch orientierte Notfallpädagogik als ein zunehmend wichtiger Aspekt des heilenden Impulses der Waldorfpädagogik in der Gegenwart und Zukunft etabliert.

Zum Gründungsimpuls der Waldorfpädagogik gehört die innere Teilnahme der Lehrer am Zeitgeschehen, »lebendiges Interesse ... für alles, was in der Welt vorgeht«, insbesondere für die »Not der Zeit« (Rudolf Steiner: *Allgemeine Menschenkunde als Grundlage der Pädagogik*). Das Buch *Trümmer und Traumata* ist ein besonders sprechendes Dokument, wie diese Teilnahme heute aussehen kann.

Thomas Zdravil

Rosenkreuzmeditation

RUDDOLF STEINER: **Die Rosenkreuzmeditation. Urbild menschlicher Entwicklung.** Herausgegeben und eingeleitet von Christiane Haid, Futurum Verlag, Basel 2013, 231 Seiten, 23 EUR.

»Wer hat dem Kreuze Rosen zugesellt«? fragt Bruder Markus, als er an der Pforte eines stillen Klosters das geheimnisvolle Bild des mit Rosen umschlungenen Kreuzes erblickt. Es ist ein bedeutendes Moment in Goethes Fragment geliebtem Versepos *Die Geheimnisse*; es ist zugleich eine immer aufs Neue zu stellende innere Frage des Erkenntnis Suchenden, der sich in ein Herzstück der anthroposophischen Geisteswissenschaft vertieft: die Rosenkreuzmeditation. Dass sie in der anthroposophischen Schulungspraxis als Bildmeditation eine Schlüsselfunktion innehat und thematische Verknüpfungen mit weiteren Meditationen und geisteswissenschaftlichen Inhalten zulässt, kommt in dem vorliegenden Buch ausführlich zur Sprache. Christiane Haid hat darin zum Formenkreis der Rosenkreuzmeditation gehörende Texte aus dem Gesamtwerk Rudolf Steiners gesammelt und sie motivisch in sieben Kapitel gegliedert: I Ursprünge – Goethes *Geheimnisse*, II Der rosenkreuzerische Schulungsweg, III Die Rosenkreuzmeditation aus *Die Geheimwissenschaft im Umriss*, IV Merkurstab und Rosenkreuz, V Die Rosenkreuzmeditation mit mantrischen Sprüchen, VI Rosenkreuz, Gral und Tao, VII Der Rosenkreuzerspruch. In der Einleitung beschreibt die Herausgeberin ihr Anliegen, »in der Anordnung der Themen und Texte eine Abfolge zu komponieren, die das weite Spektrum dieses zentralen anthroposophischen Themas andeutet.«

Bemerkenswert, dass Steiner auch bezüglich eines explizit esoterischen Inhaltes – dem Symbol des Rosenkreuzes – an Goethe anknüpft: Er entdeckt den okkulten Gehalt dieses besonderen Bildes, dieses ungewöhnlichen Kreuzeszeichens. Was zeigt es, wie ist seine Symbolik zu verstehen, wie wird es zur Meditation? Um den Mittelpunkt eines schwarzen Holzkreuzes bilden sieben rote Rosen einen Kreis; vier sind unterhalb, drei oberhalb des Querbalkens an-

geordnet. Das Kreuz sei nun Sinnbild für die drei Wesensglieder: physischer Leib, Ätherleib, Astralleib; die Rosen für das Ich. Der Meditand versenke sich so in das Bild, dass er in dem Kreuz die niedere Menschennatur erlebe, die durch die Rosen, die Sinnbild für das geläuterte Blut seien, überwunden wird. (Im dritten Kapitel wird die Meditation detailliert aus ihren Elementen aufgebaut.)

Das Bild des Rosenkreuzes weist ganz allgemein auf die Zukunft des Menschen hin, auf seine Entwicklungsfähigkeit. Über ihm steht Goethes Losungswort: »Von der Gewalt, die alle Wesen bindet / Befreit der Mensch sich, der sich überwindet.« Es ist das »Stirb und Werde«, das gleichsam zur Lebensformel wird. Steiner fasst zusammen: »So stellt tatsächlich das Gedicht das Prinzip des esoterischen Christentums uns in tiefster Weise dar.« Goethe, der »große Seher«, zeigte hier, »wie tief er in die rosenkreuzerischen Geheimnisse eingeweiht war.«

Nicht leicht ist nachzuvollziehen, warum am Ende dieses ersten Kapitels eine längere Vortragspassage kommt, in der das Goethesche Epos gar nicht erwähnt wird und die mit diesem anscheinend auch nichts zu tun hat. Steiner behandelt darin eingehend die für den Theosophischen Kongress 1907 in München künstlerisch ausgeführten sieben Siegel, deren Bildgehalt weitgehend den Beschreibungen der Apokalypse des Johannes entsprach und die den Entwicklungsweg des Menschen (Mikrokosmos) und der Gesamtheit der Welt (Makrokosmos) veranschaulichten. Erst gegen Schluss des Vortrages schält sich das Motiv der Überwindung des Todes heraus, das dann in den eigentlichen Rosenkreuzerspruch mündet: Ex Deo nascimur (E.D.N.) – In Christo morimur (I.C.M.) – Per Spiritum Sanctum reviviscimus (P.S.S.R.). So leitet der Abschnitt auch über zum nächsten Kapitel, das den siebenstufigen

rosenkreuzerischen Einweihungsweg zum Inhalt hat.

Zusätzlich zu diesen Aspekten zeigen vor allem die beiden Kapitel, welche die Themen Gral und Tao und grundlegend den Rosenkreuzerspruch untersuchen, wie umfassend dieses »Urbild menschlicher Entwicklung« begriffen werden kann. Weiterführende Hinweise zum Meditieren selbst finden sich im Kapitel über Schutzmeditationen und in jenem, in dem

das Rosenkreuz mit Mantren verbunden wird. – Der Themenband vereint eine sorgfältige Auswahl tiefgründiger und inhaltlich weitreichender Textpassagen. Christiane Haid hat sie nicht kommentiert, sondern lässt sie durch die Zusammenstellung selbst sprechen. Sie sind eine Anregung zum vertiefenden Umgang mit dieser bedeutenden Meditation.

Daniel Hartmann

Gezeichnet, aber nicht gebrochen

MARIE-LOUISE LICHTENBERG: **Zwischen Glück und Grauen, Begegnungen mit Überlebenden der nationalsozialistischen Diktatur**, Allitera Verlag, München 2010, 331 Seiten, 24 EUR.

Dieses Buch gelangte über merkwürdige Umwege in meine Hände, aber gibt es denn das überhaupt: Umwege? Und ich möchte etwas für seine Verbreitung tun, in der Hoffnung, dass es noch möglichst viele Leserinnen und Leser findet.

Seine Herausgeberin und Autorin, Marie-Louise Lichtenberg, geboren 1952 in Trier, arbeitet als Hauptschullehrerin in Wermelskirchen. Sie hat mit diesem Buch etwas geleistet, was so vielleicht schon in wenigen Jahren nicht mehr möglich ist. Sie ist quer durch Europa gereist und hat mit Überlebenden des NS-Regimes Gespräche geführt und hat sie fotografiert. Entstanden sind so etwa 30 nicht nur authentische, sondern auch heftig berührende Porträts von Menschen, die Widerstand geleistet haben oder durch ihre Erlebnisse schwer gezeichnet worden sind. Auffällig ist, dass diese Berichte frei sind von Hass und Rachgefühlen; die Opfer sind vielmehr dankbar, dass ihnen ganz unerwartet noch einmal Gelegenheit gegeben wird, sich mitzuteilen und ihre schweren Erfahrungen als Warnung an die Jüngeren weiterzugeben.

Es ist bewundernswert, mit welcher Durchhaltkraft Marie-Louise Lichtenberg ihre Mission verfolgt hat – ich zögere nicht ihre langjährige

Arbeit so zu nennen. Sie hat sich in den Porträts sehr zurückgenommen; sie erscheinen, sofern die Erzählenden keine Deutschen sind, neben der Übersetzung auch in der Originalsprache.

»Lassen Sie unser Schicksal nicht in Vergessenheit geraten. In einigen Jahren lebt von uns niemand mehr, dann müssen Menschen wie Sie diese Aufgabe des Erinnerns übernehmen.« Das tut die Autorin übrigens auch über dieses Buch hinaus, indem sie ihre Fotos zu einer ausleihbaren Ausstellung vereinigt hat, die besonders geeignet ist, in Schulen gezeigt zu werden. Immer wieder veranstaltet Marie-Louise Lichtenberg in ihrer eigenen Schule Begegnungen mit Zeitzeugen oder sie besucht mit Schülergruppen Stätten nazistischer Gewalttaten. Mit diesen fortgeführten »Projekten gegen das Vergessen«, wie sie der Bürgermeister von Wermelskirchen in seinem Geleitwort zum Buch genannt hat, erfüllt Marie-Louise eine große, unersetzbare völkerverständigende Aufgabe.

Hinweis: Die Fotografien, mit entsprechenden sechssprachigen Texten ergänzt, bilden die Ausstellung mit dem Titel »Zwischen Glück und Grauen, Goldap und Gernika«. – Kontakt: www.marie-louise-lichtenberg.de

Jürgen Raßbach